

4935.

# Das Kolonialproblem

Eine Studie

über

## Gegenwart und Zukunft

Von

S. L.



Als Manuskript gedruckt bei Fischer & Wittig  
in Leipzig

[1924]

S 17

9377

517/9377

**A**ufgabe einer aktiven deutschen Kolonialpolitik wird es immer sein müssen, nicht nur unser Recht auf Überseebesitz öffentlich zu betonen, sondern vor allem auch Energie und Willen des gesamten Volks auf Rückhalt und Neuerwerb einzustellen.

Es könnte scheinen, als ob eine solche, zunächst rein ideelle Forderung an den brutalen Tatsachen des Vertrags von Versailles scheitern müsse. Diese negative Auffassung der historischen Vorgänge übersieht jedoch, daß die Macht einer nie nachlassenden, stets aus sich selber verjüngten Idee ganz außerordentlich groß ist, auch wenn die zeitweilige Kluft zwischen Theorie und Praxis den einzelnen Geschlechtern noch unüberbrückbar erscheint. Gerade in Zeiten nationalen Niedergangs kann der Wert solcher aktiver Ideen nicht hoch genug eingeschätzt werden, ohne daß man die praktische Ausführung vorerst ins Auge zu fassen braucht.

Je komplizierter die Verträge zwischen einzelnen Völkergruppen sind, je mehr die wirtschaftlichen Interessen zwischen den Beteiligten schwanken, um so eher ist damit zu rechnen, daß künstliche Gebilde nicht von langer Dauer sein werden. Als am 28. Juli 1919 die alliierten und assoziierten Mächte und Hauptmächte den Friedensvertrag mit Deutschland schlossen, sah unsere Zukunft dunkler als dunkel aus. Die Finsternis, die seither über uns lastete, ist zwar nicht dadurch heller geworden, daß die deutsche Regierung etwas zu ihrer Verminderung getan hätte — im Gegenteil —, trotzdem sehen wir am fernen Horizont doch heute schon, nach knapp zwei Jahren, den ersten Widerschein einer heraufkommenden Dämmerung, die ihre Ursachen in den Verschiebungen der Schwerpunktslagen Europas, Amerikas und Ostasiens hat.

Das System des labilen Gleichgewichts ist durch den Krieg, noch mehr durch den Frieden derart erschüttert worden, daß für die nächsten Jahrzehnte mit weiterer Unruhe gerechnet werden muß, in deren Verlauf die Möglichkeiten einer Wiederherstellung auch für uns zwar ständig wechseln, stets aber vorhanden sein werden. Ob die derzeitigen deutschen Regierungen freilich befähigt sind, nicht

nur die Gunst einer vorübergehenden Konstellation auszunützen, sondern auch mit sicherem Blick für notwendige Entwicklungsreihen eine großzügige und weitausholende Politik zu treiben, kann füglich bezweifelt werden. Daß hierbei nicht nur kontinentale, sondern auch koloniale Fragen von grundlegender Bedeutung sind, beweist der bisher unausgeglichene Gegensatz zwischen Nordamerika und Japan wegen der Kabelinteressen auf Yap und der japanischen Auswanderung nach Süd- und Mittelamerika.

Wer die Feinheiten angelsächsischer Außenpolitik versteht, kann aus den verschiedenen Noten Washingtons über die allgemeine Abrüstung zur See an die übrigen vier Hauptmächte sowie aus den Antworten Englands und Japans allerhand recht wertvolle Rückschlüsse ziehen.

Für uns, die wir heute noch passives Objekt sind, dereinst aber, trotz allem, doch wieder aktives Subjekt sein werden, handelt es sich vorläufig also nicht so sehr darum, bestimmte Wirkungen zu präjudizieren, sondern einstweilen vielmehr darum, auf alle Möglichkeiten gewappnet zu sein und auch das Kolonialproblem in der Seele Deutschlands dauernd wachzuerhalten.

Vom nationalen Machtstandpunkt aus lassen sich zwei koloniale Entwicklungsreihen ziemlich scharf voneinander unterscheiden. Die eine, englische, bevorzugt die Subtropen, da nur hier Siedlungskolonien größeren Stils möglich sind, aus deren inniger Wechselwirkung mit der europäischen Heimat jene unerschöpfliche Kraft strömt, die ein sonst alt werdendes Volk doch immer wieder jung macht. Die andere, französische, wendet sich an die eigentlichen Tropen, aus deren großem Menschenvorrat sie die schwindende Kraft des eigenen Staats zu ergänzen und zu vergrößern sucht.

Während aber die englische Richtung aus dem Jungbrunnen dort schöpft, wo er aus der Erde quillt, und damit nicht nur militärische, sondern auch nationale und ganz allgemein völkische Interessen befriedigt, begnügt sich Frankreich mit der Erhaltung oder Vermehrung seiner militärischen und nationalen Gesichtspunkte, während es die völkischen völlig beiseite läßt. Was das bedeutet, wird klarer erkennbar, wenn man daran denkt, daß die schwarze Schande im besetzten deutschen Westen nicht viel anders ist als dieselbe schwarze Schande im militaristischen Frankreich. Der Pfahl in unserer Wunde trifft uns nicht allein. Denn die Kraft, die

ihn gegen uns rammt, stößt ihn sich zur gleichen Zeit in den eigenen Leib.

Erinnert man sich außerdem an die Zusammenhänge, die zwischen dem Untergange Roms und der Verwendung von Kolonialtruppen in römischen Diensten bestehen, so kann kein Zweifel sein, daß der französische Weg ins Verderben führt. Die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte wird die schwarze Schande eines Nachts mit jener Furchtbarkeit rächen, die typisch afrikanisch ist und von der sich niemand eine zutreffende Vorstellung machen kann, der die ungebrochene Eierheit auch der äußerlich friedlichsten Negerseele nicht aus eigener Erfahrung kennt.

Der Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß ist zwar vorläufig in Zentralafrika noch nicht so scharf hervorgetreten wie in Nord- und in Südafrika. Immerhin ist die vom Kongreß der Westafrikaner kürzlich nach London entsandte Abordnung ein unmißverständliches Menetekel für alle in Zentralafrika interessierten Mächte.

Die in England als Oppositionsfolge gegen die liberale Regierung wieder mehr betonte konservative Richtung der Eingebornenpolitik, in Verbindung mit der entschiedenen Stellungnahme der englischen Gouverneure von Nigeria, der Goldküste, Sierra Leone und Gambia hat zwar bewirkt, daß Lord Milner die Kongreßabordnung der Westafrikaner abgewiesen und unverrichteter Dinge wieder nach Hause geschickt hat. Immerhin ist die Tatsache, daß zentralafrikanische Eingeborne in Afrika einen politischen Kongreß veranstaltet haben, dessen Führer auf amerikanischen Hochschulen vorgebildete Farbige und dessen Hintergrund auf europäischen Schlachtfeldern gewesene Eingeborne waren, ein Sturmzeichen allerersten Ranges.

Diese schon seit langem dämmernde Krisis hatte früher ihren Nährboden fast ausschließlich in den mohammedanischen Nestern der alten Kulturzentren Nordafrikas, von denen aus eine lebhaft propagandistische Tat bei allen zentralafrikanischen Stämmen, nicht nur den rechtgläubigen, betrieben wurde. Neuerdings ist diese Propaganda, deren Gefährlichkeit zum ersten Male 1904 bis 1906 erkannt wurde und der England z. B. die dauernden Basuto-Schwierigkeiten verdankt, dadurch in ein aktuelleres Stadium getreten, daß die von Rußland aus über Georgien und die asiatische Türkei auch zu den farbigen Mohammedanern getragene nationa-

listisch-imperialistische Idee des Bolschewismus Triebkräfte von ungeahnter Größe und besonderer Wildheit in Bewegung setzt.

Es kann sein, daß England die drohende Gefahr in seinen Kolonien meistert. Sein Vordringen in Mesopotamien und Persien sowie die außerordentliche Stärkung seines Prestiges durch die Kontrolle über Mekka und Medina können ihm diese Aufgabe erleichtern.

Frankreich befindet sich in wesentlich ungünstigerer Lage. Die schwarze Flut, die eines Nachts gegen alles Europäertum in Zentralafrika branden wird, muß und wird die französischen Äquatorialprovinzen zertrümmern. Die Nemesis für die schwarze Schmach im besetzten deutschen Westen erfüllt sich zur gleichen Stunde. In dem Brüllen des rasenden, hemmungslosen schwarzen Bluts wird das Todesröcheln von Frankreichs Söhnen und Töchtern ersticken.

Der Verkehr auf den alten innerafrikanischen Straßen ist nicht tot, auch wenn er dem Europäerauge zeitweilig verborgen bleibt. Die im Gegensatz zur früheren Zersplitterung und politischen Indifferenz der Eingeborenen jetzt überall fühlbare Konsolidierung in der Parole „Afrika den Afrikanern“ wäre nicht möglich gewesen ohne lebhaftesten Verkehr von Stamm zu Stamm.

Die Minenindustrie in Transvaal und Südwest, neuerdings auch im Kongostaat, beschäftigt ständig mehrere hunderttausend Eingeborene, die in dauerndem Wechsel hin- und herströmen. Durch die Wirtschaftskrisis in Süd- und Westafrika sind seit vorigem Jahr zwei Drittel dieser Arbeiter beschäftigungslos und dadurch auch wieder arbeitscheu geworden. Ein Teil davon läuft notgedrungen zu den französischen Fahnen. Aber die 80- bis 100000 Mann, die das französische Kriegsministerium von der Aushebung dieser Eingeborenen erwartet, werden als neu heranzubildende französische Kolonialtruppe ebenso wie die farbigen Rheinfranzosen den festen Kern jener kommenden schwarzen Millionen bilden, unter deren Anprall das französische Kolonialreich zusammen mit dem belgischen und dem portugiesischen zerbrechen muß. Wenn d'Oulhay in Brüssel neulich sagte, daß Belgien durch den Kongo ungeheuer reich sein werde, so mag das für morgen zutreffen. Übermorgen aber werden Belgien, Portugal und Frankreich in den rot gewordenen, über seine Ufer tretenden Fluten dieses selben Kongo ertrinken.

Wenn also die künftige Entwicklung in Afrika den Schwerpunkt freierwerdender Gebiete in das mittlere und das nördliche Drittel verlegt, so entsteht für uns, die wir neue Kolonien haben müssen, die heute zunächst noch akademische, eines Tages aber doch aktuell werdende Frage, welche allgemeine Richtung die für uns wertvollere und wichtigere sein wird. Kein Zweifel, daß die tropischen Gebiete, so eminent bedeutungsvoll sie wahrscheinlich auch für die taktische Beschleunigung des gegen Frankreich im Gange befindlichen Prozesses sein werden, als erstrebenswertes Kolonialland für uns zunächst nicht in Frage kommen. Südafrika scheidet aus, auch Südwest bleibt verloren, weil es je länger je mehr aus den wirtschaftlichen Zusammenhängen mit der Union nicht wieder herausgerissen werden kann. Das dort für uns anzustrebende Ziel beschränkt sich auf größtmögliche Stärkung des in sich geschlossen sitzenden deutschen Elements, aus dem heraus die Bildung eines Förderativstaats im Rahmen der südafrikanischen Union dann möglich werden kann. Die Union selbst wird ihre nördlichen Grenzen etwa dort finden, wo der Übergang aus den Subtropen in die Tropen und dadurch jene bekannte Veränderung aller Siedungsverhältnisse eintritt, die das südliche Afrika von Äquatorialafrika seit jeher getrennt hat.

So bleibt Nordafrika nördlich des Krebses. Auch hier scheidet das englische Gebiet aus. Das, was übrig bleibt, ist zum Teil italienisch, in der Hauptsache französisch. Es entsteht die Frage, welche Konsequenzen wir daraus ziehen und ob wir sie für die großen Richtlinien unserer äußeren Politik nutzbar machen können.

Wer sich zum Erbe des Kolonialbesitzes einer Großmacht vorbereitet, muß damit rechnen, sich diese Großmacht zum Todfeinde zu machen, solange sie noch Kraft genug hat, sich zu wehren. Das wird immer so sein.

Schon einmal in der Geschichte der Germanen hat Mitteleuropa durch Vandalen und Goten über Italien hinaus nach Afrika gegriffen. Der Versuch schlug fehl, weil er nicht mit, sondern gegen Italien unternommen wurde. Soll er jetzt, nach fünfzehnhundert Jahren, nochmals ausgeführt werden, so würde er, wollte er wiederum auch gegen Italien sich wenden, erneut scheitern müssen. Denn die geographischen Bedingungen, als erste Grundlage für

jedes militärische Problem der äußeren Politik, lassen sich nicht ändern. Die große Achse, die Deutschland mit Nordafrika verbindet, geht durch Italien und zeigt nach England.

Wenn wir also das, was im Schoße unserer kolonialen Zukunft schlummert, rechtzeitig erfassen und dem kommenden Deutschland sichern wollen, so müssen wir unsere äußere Politik pro-italienisch und pro-englisch orientieren. Die Möglichkeiten dazu sind bei den immer stärker werdenden Spannungen innerhalb der Entente stets gegeben.

Der alte Dreibund hatte, wie die meisten glauben, als Schwäche den Faktor Italien. Das ist Irrtum. Seine Schwäche war Österreich-Ungarn. Denn dadurch wurde er nach Südosten anstatt nach Norden und Süden orientiert.

Unsere politische Achse bedarf also einer Drehung. Daß das nicht sofort möglich sein kann, liegt auf der Hand. Daß es möglich sein muß, erfordert unsere Zukunft.

So treffen sich hier, über das Kolonialproblem hinweg, die Fäden einer Entwicklung, die als einzige unter den politischen Möglichkeiten Aussicht hat, uns aus dem Sumpf des Elends und der Vereinsamung, durch den wir waten, herauszuführen. Die Chancen eines Dreibunds England-Deutschland-Italien brauchen nicht erörtert zu werden, sie ergeben sich dem Nachdenkenden von selbst und würden zwangsläufig auch dazu führen müssen, unsern alten Rang als stärkste Militärmacht des Kontinents wieder herzustellen.

Daß in ihrem Gefolge Italien eine außerordentliche Stärkung seiner maritimen Kraft im Mittelmeer erfahren müßte, ist einleuchtend. Dann wären innerhalb dieses neuen Dreibunds die Nord- und Südflanke als Seeflanke in den Händen der beiden stärksten europäischen Seemächte. In der Mitte stände, breit und ehern, Deutschland auf der Wacht gegen Osten und Westen.

Ob diesem wahren Mitteleuropa, der endlichen und lebensfähigen Verwirklichung der Lotharingischen Idee Karls des Großen vom Reich der europäischen Mitte, außerhalb unseres Kontinents Amerika oder Ostasien zuneigen würden, kann heute außer Betracht bleiben, da es auf die innere Kraft dieses Bundes nicht notwendig von entscheidendem Einfluß zu sein braucht. Die große Linie der europäischen Politik bleibt freilich mit den Linien der ganzen

Erde stets verknüpft. Aber es ist ein Unterschied, ob eine Kraft bloß Komponente oder Resultante ist.

Orientieren wir uns in Richtung dieses Dreibunds, so müssen wir, das läßt sich nicht ändern, mit der Feindschaft Frankreichs als einer Naturnotwendigkeit weiterrechnen. Ein Rückblick auf unsere gesamte Geschichte zeigt uns aber, daß der deutsch-französische Gegensatz ebenso alt ist wie die schon unter den Merowingern fast sprichwörtliche Feindschaft zwischen Aufrassen und Neustrien. Nur Toren und Phantasten können an eine Versöhnung glauben. Die Lehren der Geschichte zeigen, daß Frankreich stets und grundsätzlich unser erbarmungsloser Feind sein wird, gleichgültig auf welche Seite wir uns legen.

So bleibt uns nur die Wahl zwischen Amboß und Hammer. Der Vertrag von Versailles machte uns zum Amboß, Frankreich zum Hammer. Aber noch niemals war der Hammer stärker als der Amboß. Jener schlägt sich breit, dieser besteht.

Welche Rolle Frankreich bei einer Verständigung zwischen England, Deutschland und Italien spielen würde, steht dahin. Die Konsequenz des politischen Geschehens müßte gegen es entscheiden und dieses Land, das seit Jahrhunderten schon so viel Unglück über uns brachte, endgültig aus der Liste der Großmächte streichen.

Es ist nicht ohne bittere Ironie, rückschauend festzustellen, daß der sacro egoismo Italiens, der durch gewaltsame Eroberung der gesamten ostadriatischen Küste instinktiv nach einer wesentlichen Vergrößerung seiner Seegeltung im Mittelmeer strebte, auf dem richtigen Wege zu einer Zukunftslösung war, die wir damals allerdings nicht verstanden und auch nicht verstehen konnten, weil wir die Beweggründe, aus denen heraus Italien handelte, notwendigerweise verachten mußten.

Daß deutsche Österreich kann uns — der Krieg hat es bewiesen — nur mit den Alpenländern helfen. Wien dagegen blickt nach dem Balkan, und gerade darauf müssen wir verzichten. Es sei denn, daß sich Wien entschließt, die bisherige Front für immer zu wechseln.

Die italienische Politik hat neuerdings versucht, zu unsern Gunsten bei Frankreich zu intervenieren. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, warum man das tat, ebenso wie die Gründe

zu Englands veränderter Haltung vieldeutig sind. Beide Tatsachen jedoch liegen in der allgemeinen Richtung unseres eigenen Wegs.

Es kann sein, daß die Entwicklung zum neuen Dreibund nicht glatt erfolgt, daß Rückschläge kommen und Umwege nötig werden. Dieselbe Logik aber, die Rußland nach Osten verweist, und derselbe Stolz, der Frankreichs heutige Stellung als eine politische Anomalie und nationale Schmach für uns empfindet, zwingt konsequent in die Richtung England-Deutschland-Italien. Unsere politische Achse wird sich dahin drehen müssen, ob sie will oder nicht. Von uns aber hängt es ab, das Tempo der Drehung zu beschleunigen oder zu hemmen.

Vieles steht auf dem Spiele, für uns Lebende fast alles. Das Kolonialproblem reicht aus der nächsten Nähe in die fernste Ferne. Seine Verstrickung mit allem, was uns angeht, ist eminent groß. Der Ariadnefaden, der uns aus dem finstern Labyrinth der Gegenwart in eine hellere Zukunft leiten könnte, kommt von ihm her, führt wieder zu ihm hin. Wo ist der Theseus, der ihn aufnimmt?